

# Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zur  
**„Jdsteiner Zeitung“.**  
 Verlag von Georg Graubierre, Jdstein.

## Christnacht 1915.

**U**nd wieder kam zum zweitenmale  
 Des Erdenfriedens hohes Fest,  
 Seit drauhen unterm Feuerstrahle  
 Der Krieg die Welt erschauern läßt;  
 Seit drauhen unter Kampfgewittern  
 Der alten Erde Glieder zittern  
 Und tausendarmig früh und spät  
 Der Tod die Menschenernte mäht.

Welch' Doppelbild für deutsche Seelen!  
 Auf Feindeserde weit und breit  
 Bei ungeheurer Brände Schwelen  
 Des Krieges Not zum Himmel schreit;  
 Doch unsrer Heimat stille Gassen  
 Hat noch der Friede nicht verlassen.  
 Dort brüllend Eisen, Nord und Blut!  
 Hier stilles Schaffen, stark und gut.

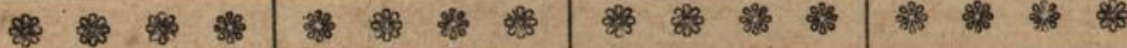
O Deutschland! Deinen Helden danke,  
 Daß sie der Feinde Schrecken sind  
 Und daß an dieser Felsenschanke  
 Erschöpft des Hasses Kraft zerrinnt!

O Heimat, nie kannst solchen Söhnen  
 Du reich genug die Stirnen krönen,  
 Weil ihre Treu' in Ost und West  
 Dir selbst im Krieg den Frieden läßt.

Wenn heut die Weihnachtskerzen leuchten  
 Im Tannengrün, wird manch Gesicht  
 Die Träne herber Trauer seuchten. —  
 Und doch umstrahlt's uns heiliglicht,  
 Weil wir im Herzen derer denken,  
 Die drauhen unsre Zukunft lenken.  
 Die heute selbst dem Tode stehn  
 Und so das Weihnachtsfest begehn.

Nie drang der Ruf der Weihnachtsglocken  
 So tief wie heut ins deutsche Herz.  
 Wohl tönt nicht hoffend das Frohlocken  
 Von Christnachtfrieden aus dem Erz;  
 Im Glockenton von Engelschören  
 Wir andre Weihnachtsbotschaft hören:  
 „Der deutsche Sieg auf blut'gem Feld  
 Ist nah! Erst der gibt Ruh der Welt!“

M. Kelling.



## Wenn das Glück vorübergeht.

Novelle von Käthe Damm.



Die Dämmerung hatte sich schon über das leuchtende strahlende Bild des Gartenfestes gelegt, als die beiden Freunde den schönen Privatpark betraten. Wenn das Fest nicht in jenem Privatpark stattgefunden, wenn man irgend einen andern, etwa den der Landesausstellung oder den Zoologischen Garten gewählt hätte, würde der Freiherr Nüdiger von Gellhusen garnicht mitgegangen sein. Er hatte überhaupt nicht gewollt — hätte gern außer der Eintrittskarte, die er seiner Tante, einer der Patronessen des Festes, hatte abnehmen müssen, eine weitere Summe geopfert, aber er war schließlich doch der Ueberredungskunst des Veters, der als Hauptmann im Großen Generalstab nach Berlin kommandiert war, erlegen.

„Höre mal, Nüdiger, du wächst dich anscheinend zu einer echten Hauschnecke aus, ist das erhört? Lilli und ich haben uns so gefreut, dich hier zu treffen, aber du scheinst nur den Weg von dem Lühowufer zur Universität und zurück zu kennen. Nirgends sieht man dich, nirgends bist du dabei.“

Nüdiger von Gellhusen, der einen sehr eleganten Zivilanzug trug, lächelte, es war ein feines Lächeln, das seinen ernstigen klugen Zügen etwas von ihrer Strenge nahm.

„Mir ist nichts so verhaßt, als wenn jemand überall dabei sein muß. Es ist, besonders für einen Mann, ein Zeichen von großer Oberflächlichkeit.“

„Nun — nun, es gibt auch eine goldene Mittelstraße, und der Herr Doktor und Privatdozent wird doch den Wert einer goldenen Mittelstraße nicht verkennen —“ Er wollte noch hinzufügen: besonders, wenn man eine gute aussichtsreiche wissenschaftliche Karriere vor sich hat und Mittel besitzt, einen standesgemäßen Hausstand zu führen, mit einer Frau natürlich —

Aber der Hauptmann besann sich — und verschluckte den letzten Satz.

Sie hatten auch den stilleren Weg des Parkes durchschritten und standen nun im Kreise der der Musik lauschenden Menge, die auf dem von buntfarbigem Lampens erleuchteten Rasen Platz genommen hatte.

Nüdiger seufzte erleichtert, als er merkte, daß all die kleinen Zuhörer des Gartenfestes, wie Schießbude, Karussell, Seltzzeit schon geschlossen waren und daß sich die schönen und eleganten Vorsteherinnen und Helferinnen dieser Geschäftszweige nun feiernd und plaudernd zusammengesunden hatten. Er begrüßte seine Tante, die verwitwete Generalin, die im Kreise der würdigen Komitèedamen saß, und wurde von Frau Lilli von Machbern sofort mit den anwesenden Herrschaften bekannt gemacht. Bekannte und unbekante Namen schwirren um ihn, er unterschied Damen, die leicht nur den Kopf neigten, Herren

und Offiziere, die seine Verbeugung erwiderten. Dann fand er sich an einem kleinen Tisch, auf dem ein von dem Leetisch herbeieilender Diener Tee und Brötchen servierte, neben Lilli, die ihren Hauptmann an einen andern Tisch dirigiert hatte, einem sehr großen, sehr eleganten Kavallerie-Deutnant und zwei jungen Damen, die, wie Lilli lachend erklärte, in ihren „mütterlichen Schutz“ gestellt waren.

Herbert Oesenstein wollte sich ausschütten vor Lachen ob Lillis mütterlichem Schutz, und eine der Damen, die klein, zierlich, dunkel und pilant aussah, begeherte ebenfalls auf gegen diesen „unzeitgemäßen“ Ausdruck. Das wäre ja lächerlich, in dieser Zeit der selbständigen Frauen, daß man nur, weil man zufällig noch keinen Mann hätte, unter den Schutz einer fast gleichaltrigen Dame gestellt sein sollte.

Sie wendete sich direkt an Nüdiger um seine Zustimmung:



Moderner Pfefferkuchen.

„Sie als Professor —“

„Privatdozent, mein gnädigstes Fräulein.“

„Das bleibt sich gleich, dozenten tut der Professor auch, also Sie als Dozent — übrigens — haben Sie Damen als Zuhörerinnen in Ihren Vorlesungen?“

„Ja, mein gnädiges Fräulein — auch Damen.“

„Ich denke, du liest Altes Testament?“ fragte Lilli und einige Spannung malte sich auf ihren hübschen kindlichen Zügen.

„Gewiß,“ bestätigte Nüdiger.

„Und da hören Damen zu, es gibt doch noch keine weiblichen Pastoren — fast der einzige Beruf, aus dem man noch die Frauen fern hält.“

„Nicht zu vergessen den unrigen,“ rief der Oberleutnant lustig, „und den Forstberuf — na, nach denen werden Sie sich auch nicht drängen — Schießwaffen, das ist vorläufig doch noch nicht Frauensache, wie Feder und Kontor.“

„Die Damen, die Theologie studieren, werden meist Oberlehrer,“ erklärte Nüdi-

ger und wunderte sich, daß Lilli, die mitten in der Großstadt saß, das nicht wußte.

„Aber, Lilli, das hast du wohl vergessen,“ zum erstenmal nahm die graublonde junge Dame das Wort, die Oberleutnants Nachbarin war, „du weißt doch, daß Toni Hesterling, die mit uns zusammen in Heiligengrabe war, das Medienturientenexamen gemacht hat, die studiert Theologie, Geschichte und Deutsch — und die —“ sie hatte sich zu Nüdiger gewandt, „die hört auch bei Ihnen, Herr Doktor, ich glaube über die Psalmen lesen Sie jetzt.“

Nüdiger blinnte auf, — er sah in der paar seltsam tiefe, stille, dunkelblaue Augen, ein stolzes, kluges, feingekühntes Gesicht, über das sich das dunkelblonde Haar in zwei Wellenscheiteln legte.

„Ja, mein gnädiges Fräulein, ich lese über die Psalmen — und unter meine acht oder neun weiblichen Zuhörerinnen befindet sich Fräulein Hesterling, sie ist sogar sehr tüchtig — in Hebräisch —“

„Der Himmel bewahre einen vor so einer gelehrten Frau!“ sagte der langhaarige Oberleutnant und Lilli sekundierte: „Was sollte ich wohl mit Hebräisch anfangen, wenn ich für die Wirtschaft sorgen und die drei wilden Kinder in Ordnung halten soll.“

„Nein, dazu nutzt die Gelehrsamkeit nicht,“ sagte Gabriele von Dornau, die Lillis Waise war, „aber denke dir, du weißt wie gut es für die armen unversorgten Mädchen ist, daß sie jetzt ebenso tief in die Geheimnisse der Wissenschaften eindringen können, wie die Männer, daß sie im Lehrberuf das verdienen können, daß sie ein weiteres reicheres Feld vor sich sehen.“

Lilli sah erstaunt zu ihrer Waise hinüber: „Ich dachte, du wärst gegen jede Frauen-Emancipation, wärst konservativ.“

„Das bin ich gewiß, Lilli, aber studieren zum Brotwerb, zum Beruf ist nicht Emancipation, sondern Wohlthat — wir haben Gott zu danken, wenn unser Lebensweg uns nicht zum Brotstudium zwingt, denn —“ ihre Stimme wurde leiser, „so recht feinig und dornig ist der Berufsweg doch — während wir sanftere blumige Wege gehen dürfen.“

„Na, ich sage dir, Gabriele, daß schwärmt mal wieder, meine Wege haben den drei wilden Kindern sind auch nicht immer blumig und was meinen Heinrich angeht, der ist auch nicht immer blumige Laune.“

„Sie haben gewiß recht, mein gnädiges Fräulein,“ sagte Nüdiger lebhaft — „der Frauenberuf, den heut die Not gebracht, ist eben ein Notbehelf und alle un- jeder muß daran arbeiten, diesen Notbehelf leicht zu machen für die Trägerinnen.“

Schließlich wurde das Gespräch Lilli und Gertha und Herbert zu uninteressant und kleine Geselligkeitsberzählungen von neuesten Verlobungen, von neuesten Romanen und Kunstausstellungen, lösten die vorige Unterhaltung ab. — — —

„Wenn es heut nicht zu spät für mich wäre, ich würde mich jetzt noch auf-

amastum setzen und das Abiturienten-  
men machen."

"Und würdest häuslichen Beschäfti-  
gen keinen Geschmack abgewinnen?"  
Gerta neckend. "Man braucht doch  
Hausfrauen."

Wieder lächelte Gabriele und wieder  
statierte Müdiger, daß er selten solch  
verständnisvolles liebenswürdiges Vä-  
terlein gesehen hatte: "Beste Willi, sieh dich  
mal in unsern sogenannten besseren  
Klassen um! Findest du da etwa die ge-  
eigneten guten Hausfrauen? Findest du  
nicht, auch ohne Studium, sehr viel  
Neigung gegen die Häuslichkeit? Und  
behaupte, daß es gerade oft bei klugen,  
wissenschaftlich gebildeten Frauen  
die Sehnsucht und ein Verständnis für  
Hauslichkeitsglück und Frieden gibt, die  
er Sehnsucht und Verständnis anderer  
Frauen weit hinausgeht."

"Ach, Kinder, ihr werdet langweilig,"  
sagte Gerta, die sich auf einen kleinen  
Tisch mit dem Freiherrn Selhufen ge-  
setzt hatte, um Desenstein eifersüchtig zu  
sehen — nun widmete sie sich doch lieber  
Desenstein und verabredete einen Tennis-  
tag, ehe es auf Reisen ging.

Inzwischen hatte das Feuerwerk be-  
ginnen, Feuerkugeln und Raketen stieg  
in die Luft, und es war dem ersten  
langen Gelehrten, als sei er in eine Mär-  
chenwelt versetzt, das reizendste Märchen-  
land aber erschien ihm Gabriele. Er  
sah sich, daß er so wenig Verkehr ge-  
hört hatte — aber er hatte doch nicht  
glauben können, daß es junge, reiche, ver-  
wöhnte Damen gab mit so tiefgehendem  
Verständnis für die Fragen einer neuen  
Zeit.

Und während er, nach dem doch  
so schnell erfolgter Verabschiedung durch den  
mondschein hellen Tiergarten heimging,  
daß er wie eine Gata morgana sein  
freundliches Heim in die sorgende Gut-  
wächterin Frau gestellt. Wer solch Verständ-  
nis besaß, der hatte gewiß auch ein Herz  
voll Liebe und Güte — das waren die  
Voraussetzungen dazu — und doch —  
wenn ihr Charakter dennoch im Lauf der  
Zeit sich anders gestaltete — ein Bild —  
lange vergessen und überrascht von den  
Jahren langsamen Aufstiegs und der Ge-  
genwart stieg auf, das Bild eines süßen  
Mädchens, dem einst sein Herz gehört  
und das ihm so grausam getäuscht hatte.

"Ich möchte sie nie wiedersehen,"  
dachte er, und fühlte doch wieder die  
Sehnsucht, ihr bei Willi einmal zu be-  
gegneten.

November war's und die Herbststürme  
brausten durch die Stadt.

In seinem Arbeitszimmer sah Müdiger  
seinem Vetter Nachbarn gegenüber. Hein-  
rich Nachbarn war nicht gern gekommen,  
aber Willi, seine angebetete kleine Frau  
hatte ihm keine Ruhe gelassen. Graf  
Sürenberg bewirbt sich eifrig um Gabriele  
— und ich glaube, Müdiger liebt sie, und  
die beiden würden auch besser zu einan-  
der passen, aber schließlich — Gabriele  
wird nicht als Klosterfräulein vom Schau-  
platz abtreten wollen, dazu ist sie zu ver-

wöhnt, dazu ist ihr die große Welt zu  
heimatlich geworden, und der Graf ist gut  
und ehrenhaft — wenn auch mit seinen  
fünfzig Jahren reichlich alt für ihre fünf-  
undzwanzig. Frage doch Müdiger mal,  
wie es mit ihm steht. Die Professur ist  
doch nur eine Frage der Zeit — und er  
kann doch nicht Junggeselle bleiben, nichts  
fehlt ihm, er hat übergenug Vermögen."

Und Heinrich war gegangen und hatte  
seine Mission so diplomatisch, wie er  
konnte, und soweit Diplomatie in seiner  
Macht lag, erfüllt.

"Mensch, wie prachtvoll du es hier  
hast, diese kostbare Wohnung, diese sorg-  
lich gehaltene Wirtschaft, dieses urseudale  
Ehepaar, das dich bedient, Jansen und  
seine hochgeübte Gattin — und da willst  
du ohne Frau bleiben?"

"Du rühmst ja, wie gut ich es habe,  
und da soll ich heiraten?" fragte Müdi-  
ger lächelnd dagegen.

Und das Bild des blonden großen  
Mädchens stieg wieder lebhaft vor ihm auf,  
er meinte ihre klangvolle Stimme, ihre  
verständigen Worte zu hören.

Er rang mit einem Entschluß, dann  
reichte er seinem Vetter die Hand.

"Ich glaube auch nicht, daß es noch  
viele Damen gibt, die wie diese Gabriele  
sind," sagte er aufrichtig, "und so, wie  
ich sie kennen lernte, so wäre vielleicht un-  
sere Zukunft sehr glücklich, wenn — aber  
dieses wenn — Heinrich, wenn sie so  
bleibt."

"Warum sollte sie anders werden?  
Meine Willi hat genau dieselben Fehler,  
die ich schon, ehe ich mich mit ihr ver-  
lobte, an ihr kannte, und genau dieselben  
guten Seiten — und ich natürlich auch,  
wir haben uns eben damit abgefunden."

"Das ist gut und klug von Euch bei-  
den," sagte der junge Gelehrte aufrich-  
tig, "aber sieh, Heinrich, ich bin eben an-  
ders — eine einzige Enttäuschung, ein  
Zweifel an dieser Güte und Liebe, und  
ich wäre der unglücklichste Mensch auf der  
Welt, denn — und du bist der erste, dem  
ich's sage, diese erste große Enttäuschung  
meines jungen Lebens habe ich nie ver-  
winden können."

"Das muß sehr tief gegangen sein,  
Müdiger."

"Ging es auch, bis durchs Herz.  
Denn einem herzswarmen jungen Mäd-  
chen hatte ich dabei — in Stettin —  
mein Herz geschenkt, und als wir uns  
verlobt hatten, als ich selig, glücklich an  
das Bauen unseres Hauses gehen wollte,  
da sah ich, daß langsam, ganz allmählich  
die Wärme, das Gefühl des Herzens, er-  
kaltete, daß ja daß irgend etwas anderes,  
vielleicht Gewohnheit, vielleicht Berech-  
nung, vielleicht auch die Ansicht, als Ge-  
lehrtenfrau nicht eine Rolle spielen zu kön-  
nen, wie als Frau eines Staatsbeamten  
oder Offiziers, an die Stelle getreten war,  
wo ich alles Gute, alles Liebe, also auch  
das tiefste Verständnis für mich, mein  
Streben erwartet hatte." N C 363 1292  
schaft erwartet hatte. Sie war, trotz aller  
Eleganz, die sie auszeichnete, klein geblie-  
ben, und ihr Herz war nie reich gewesen,  
da es so bald verarmen konnte, und eben  
weil ich sie so geliebt hatte, wie ich sie

gesehen damals, ohne die Schleier, die sie  
selbst herabgezerrt von ihrer Seele — da-  
rum blieb ich einsam — und werde es  
bleiben, denn eine zweite Enttäuschung  
könnte ich nicht, könnte ich niemals über-  
winden."

"Das ist eine Torheit, eine fixe Idee —  
du hast dich überarbeitet, Müdiger."

"Gewiß — ihr müßt es so nennen —  
es ist vielleicht Torheit, vielleicht fixe Idee  
— aber ich verehere Gabriele so sehr, daß  
ich niemals eine Enttäuschung an ihr er-  
leben möchte, ich würde vielleicht allein  
darunter leiden, aber auch sie steht mir  
zu hoch dazu — ich kann nicht anders —  
so sehr mich dieser Entschluß — heut  
schmerzt, vielleicht noch lange schmerzen  
wird."

"Aber du wirst dadurch ein Frauen-  
feind."

"Doch nicht, Heinrich, ich liebe die  
Frauen in der Geselligkeit und ich freue  
mich an den strebenden fleißigen Frauen,  
die mir in der Universität begegnen, die  
mit der reinsten und heiligsten Aufmerk-  
samkeit in meinen Vorlesungen sitzen.  
Daran hindert mich keine Willi und meine  
alte gute Mutter in Stettin, und vor allem  
wird mich die Erinnerung an Fräulein  
von Dornau selbst daran hindern. Aber  
nun — nun wollen wir von etwas an-  
derem reden."

Ein Menschenleben ist dahingerauscht  
auf Schloß Silrenberg hat die seit langen  
Jahren verwitwete Gräfin Gabriele von  
Silrenberg ihren Leuten und den Dorf-  
Kindern die reiche Weihnachtsbescherung  
gerichtet, dann hat sie ganz einsam am  
flammenden Kaminfeuer gelesen und ver-  
gangener Zeiten gedacht. Neben ihr lagen  
Bücher und Zeitschriften und spät am  
Abend kommen noch die beiden Gemein-  
deschwester zum Bericht — Güte, Liebe  
und Verständnis strahlen noch immer aus  
den Augen der Gräfin und machen ihr  
einsames Herz warm in der Liebe zu ihren  
Nächsten. Aber wenn sie so einsam am  
altmodischen Kamin sitzt, den sie der mo-  
dernen Zentralheizung nicht hat zum Opfer  
fallen lassen, dann steigt manchmal ein  
Bild vor ihr auf, ein sommerliches Gar-  
tenfest und sie sieht ein kluges, feinge-  
schnittenes Gelehrten-Anthrazit und hört  
eine sympathische Stimme mit leicht dozie-  
rendem Klang über die Psalmen sprechen.  
Sie hat sie oft gelesen, die Blumen, und  
gewünscht, die bekannte klare Stimme  
würde dies oder jenes erklären, das ihr  
fremd darinnen ist, dem sie nicht näher  
kommt . . .

Und in seinem großen Speisezimmer in  
Berlin hat der stille, alternde, von seinen  
Kommilitonen hochverehrte Professor den-  
jenigen seiner Studenten, die nicht in die  
Heimat gereist sind und die hier keine  
Angehörigen haben, einen großen Weih-  
nachtsbaum entzündet, und im stillen Licht  
dieser schimmernden Kerzen sitzt der Ge-  
lehrte im Kreise der Jugend beim fest-  
lichen Mahl — frohe, liebenswürdige Wor-  
te würzen es, und in einem Hoch für  
den Gastgeber klingen schließlich die Glä-  
ser mit dem Weihnachtspunsch zusammen.

"Soll ich die Kerzen löschen?" fragt  
die Stimme des Dieners, als die Gäste  
fort sind.

„Nein, lassen Sie nur, sie können herunterbrennen,“ erwidert der Hausherr, und dann starrt er in die langsam verlöschenden Kerzen — hier erlischt eine und dort eine — nun brennen nur noch ganz wenige, und aus den erlöschenden Flämmchen erhebt sich die Erinnerung an das Feuerwerk damals auf dem Gartenfest, und an zwei blaue leuchtende Frauenaugen, aus denen soviel Güte und Verständnis sprach. —

Und während im Saal zu Sirensberg die letzte Glut der Kaminscheite in Asche fällt, verlöschen knisternd die letzten Kerzen am Tannenbaum des alten Gelehrten.

daß der Frühnebel gestiegen, also neuer Regen zu erwarten sei.

Die alte Frau Jaspersen trat aus ihrem Haus, um Einkäufe zu machen. Sie war eine gebüdete Frau, auf der das Leben schwer lastete. Haus bei Haus war sie bekannt, wie alle Witwen kleiner Beamten, die von Renten leben — jetzt im Kriege gedachte man ihrer mit besonderer Teilnahme. Wenn man von Wolf Jaspersen auch nicht gern und nur mit halber Stimme sprach, so verlangte es doch die Menschlichkeit, daß ab und zu eine Frage nach ihm laut wurde — einer Mutter einziger Sohn und seit mehr als einem

eine hatte sich an den Gedanken geklammert, keinen Sohn mehr zu haben, die andere hoffte um der Mutter willen irgendwoher werde eine Kunde kommen. Aber die Jahre vergingen, die Jahre blieben aus. Der Krieg begann. Martha Jaspersen ging mit verweinten Augen einher. Sie stand zur Poststunde in der Haustür und wartete auf den Briefträger, der brachte allerlei, das neben dem Ernsten taten vollständig bedeutungslos waren. Freunde, Verwandte schrieben Grüße und Abschiedsworte, nur der eine schwieg.

Frau Jaspersen, die wohl wußte, daß



Bulgarische Regimenter, feldmarschmäßig ausgerüstet und zum Ausmarsch geschmückt, auf dem Hauptplatz in Sofia. Bulg. Presse-Büro.



## Stille Heimkehr.

Weihnachts-Stiße von Fr. M. Keller.

**E**ines Morgens, man hatte im Kriegsjahr garnicht recht an dergleichen gedacht — eines Morgens standen Weihnachtsbäume auf den Straßen der kleinen Stadt. Die Natur sah so unweihnachtlich wie möglich aus; es hatte stark geregnet, der Himmel hing grau und schwer, die Turmspitze von St. Jacobi stak in zähem Dunst, was immer bedeutete,

Jahr im Feld! Das hätte Stolz und schwere Sorgen bedeuten müssen, wenn die Verhältnisse nicht gar so traurig lägen — Wolf Jaspersen war ein „verlorener Sohn“ und als der Krieg kam, dachte ein bangschlagendes Mutterherz: „Vielleicht bewahrt eine gnädige Kugel ihn vor dem Bösesten und Bittersten, das das Leben kennt, vor Schande und Untergang. Wortlos, wie er einst die kleine holsteinische Heimatstadt verlassen hatte, war er in den Strudel des Lebens geraten, niemand hatte Genaueres über ihn erfahren. Man sagte, Matrosen hätten ihn im New Yorker Hafen gesehen, andere behaupteten, er habe Hamburg mit seinem lauten, schönen Getriebe niemals verlassen. Er war zerfallen mit Mutter und Schwester — die

hin die Gedanken und Wünsche der Tochter gingen, sagte schließlich mit ihrer müden Stimme: „Laß doch sein, Martha, finde du dich mit dem ab, was nicht zu ändern ist. Ich habe es gelernt — und du willst nicht begreifen?“ Martha schüttelte den Kopf. „Ich hab ihn so lieb gehabt, Mutter, je länger er fort ist, desto heller werden mir die Tage der Kindheit. Da er war nicht schlecht, er war nur so vernarrt in das lustige Leben, er gehörte zu denen, die sich erst einmal den Kopf einlaufen müssen. Und wenn die Leute sagen, er sei in Hamburg verkommen — es ist nicht wahr, nein, es ist nicht wahr!“

Mit starren Augen, in denen sich Schmerz und Entsetzen malte, sah die alte Frau auf die Tochter; etwas in ihrer



— — — **Ehre sei Gott in der Höhe! Und Friede auf Erden!** — — —

Nach dem Gemälde von D. Blochhorst. (Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Seele, das durch Fränkung und Bitternis erstickt worden war, fing an, sich von neuem zu regen. Das war wie eine kleine Sonne, die wärmte und leuchtete, deren Glanz auch durch den dunkelsten Flor des mütterlichen Kummers drang.

Der Sommer verging, der Winter kam. Da klopfte eines Tages der Herr Oberpfarrer an Frau Jaspersens niedere Stubentür. Er war sehr ruhig, noch viel ruhiger als sonst. Seine gültigen Augen sahen voller Erbarmen nieder auf die kleine, greise Frau, die mit Ergebenheit trug, was ihr auferlegt war. „Ist das wirklich wahr, wahrhaftig wahr?“ fragte sie voller Staunen, die zütrige Stimme mit Gewalt beherrschend. An der Laßsache war nichts zu ändern. Da stand es in der Zeitung. An der Pfer hatte der Unteroffizier Wolf Jaspersen Heldentaten vollführt — der Kommandeur hatte ihm dafür das Eiserne Kreuz Erster Klasse eigenhändig an die Brust geheftet! —

Wolf Jaspersen aus Hude in Holstein! Das konnte niemand anders sein als ihr Sohn — Gütiger Gott!

Die Zeitung hatte es berichtet — sonst Schweigen! Der Krieg ging weiter, ein neuer Sommer brach an, das erlösende Wort, auf das alle hofften, kam nicht. —

Und nun lag Hude wieder in dickem Winternebel — in der schweren Luft zog der harzige Wohlgeruch der Tannenbäume durch die Straßen. Frau Jaspersen blieb stehen. Mit dem Duft der Fichten und Tannen kamen Erinnerungen, Liebe, leise Erinnerungen: den Baum auszusuchen, das war immer Wolfs Amt gewesen, schon damals, als er noch so klein war, daß er ihn nur mit Mühe nach Hause schleppte. Er hatte immer genau bedacht, worauf es ankam, schön rund mußte der Baum sein, kraus und dicht, nicht zu hoch, nicht zu niedrig. O, er konnte handeln und unermüdet suchen und fordern, bis alle seine Wünsche erfüllt waren! Das ging so Jahr für Jahr, bis das Leben ihn verschlang. Und nun: Lebte er? War die „gnädige Kugel“ gekommen, seiner Unrast ein Ziel zu setzen?

Seitdem Wolf der Helmat den Rücken gefehrt, hatte niemand mehr bei den Jaspersens einen Christbaum gekauft — o, nein, wozu brauchen erwachsene Menschen einen Baum? Es war, als sollte das Beugnen alle Stimmen des Verlangens und der Sehnsucht erstickten. In diesem Jahr würde man es halten wie stets; man ging in die Kirche, faltete die Hände und betete.

Der Festtuch war fertig und das bescheidene Feiertagsmahl vorbereitet, als der Tag der erlösenden Liebe anbrach. Martha hatte alle Vasen mit Tannenzweigen gefüllt und den Tisch gedeckt. Nun hoben die Glocken an, die Weihstunde einzuläuten; die Welt war voll Kampf und Haber, die Herzen der Heimgebliebenen voll Leid. Mühselig und beladen gingen sie hin zu dem, der in die Welt kam, seine linde Hand auf alle Wunden zu legen. „Jesus Christus gestern und heute und derselbe bis in alle Ewigkeit!“ sagte der Pfarrer.

Als Frau Jaspersen und Martha die Kirche betraten, verhalten die letzten Glockenschläge; vor dem Altar brannte die Weihnachtstanne und die Orgel stimmte den schönen Sang an: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ Kopf an Kopf reihte sich die Gemeinde in den Bänken, aller Augen richteten sich dorthin, woher einzig ein Hauch des Friedens wehte. „Mutter!“ flüsterte Martha.

Frau Jaspersen drückte still die Hand, die sich in die ihre stahl. Das Haus in der Kleinstadtstraße lag im Dunkeln, wenn sie heimkamen, trat ihnen das Schweigen entgegen, dem sie wohl oder übel einen großen Platz in ihrem Leben hatten einräumen müssen. Und doch! —

Die Nacht des Wunders brach an, hell leuchtete der Stern, weit und hoch wölbte sich der Himmel, der Jakobsstab funkelte in seiner ganzen Pracht. Da kam ein schwerer, ädgernder Schritt die stille Straße herauf. Eine große, massige Gestalt blieb dann und wann stehen und schaute sich um. Niemand kam ihr entgegen.



gen, niemand folgte ihm. Die trüben Laternen warfen helle, kleine Kreise auf das holperige Pflaster. Sorgsam wich der Mann aus und zurück in das Dunkel. Er ging zu Witwe Jaspersens Wohnung; als sei er hier zu Haus, bückte er sich und nahm unter dem losen Schwellenstein den Schlüssel hervor, der diese niedere Tür öffnen konnte.

Nicht lange, so wurde es Licht in Frau Jaspersens Wohnstube; aber nur der ungewisse Schein einer Kerze überglänzte die alten, einfachen Möbel und drang als matter Schimmer durch die Ausschnitte der geschlossenen Fensterladen.

„Martha,“ sagte die alte Frau ängstlich, als der Heimweg sie ihrer Behausung näherbrachte, „Läuschen mich meine Augen oder ist wirklich Licht hinter unseren Fenstern?“

Martha ließ ihren Arm los und eilte davon. Schon vom Fahrbaum aus sah sie, daß die Haustür nur angelehnt war. Sie lief in den Flur, taumelte an die

Band und blieb wie betäubt stehen, denn das möglich — konnte denn das War's Wirklichkeit und keine Täuschung? Der unsichere, schlurfende Schritt Mutter gab ihr die Besinnung zurück, streckte die Arme aus und zog die Frau über die Schwelle.

„Martha!“

„Ja, Mutter — hör rar!“

Baustschlagenden Herzens standen Frauen auf dem dunklen Flur und lauten. Der leise Gesang einer verstimmten Violine raffte sich zusammen zu dem: „Stille Nacht, heilige Nacht“. Ungewöhnlich suchten unsicher nach den Tönen und die Hand, die den Bogen führte, ungewohnte, halbvergeßene Arbeit. Er hatte aus der Komode seine Kinderline geholt und spielte sich den Abend.

Die Tür sprang aus dem Schloß, geräuschlos auf. Auf der Komode brannte in dem Spiegel brannte in altmodischer Leuchte eine einsame Kerze, im Schein eines weitvortragenden Schrankes stand Wolf Jaspersen. Mit weitoffenen Augen starrte er auf die zurückgehende Tür auf Mutter und Schwester. Er brach in eine Liebe, verheißungstrobe Melodie ab und stand auf. Kein Wort kam über seine Lippen. Mit schlaff herabhängenden Armen taumelte er vorwärts. Eine unheimliche Stille beengte den Atem.

„Kommt doch herein,“ stotterte er sanft, verlegen, „fürchtet ihr euch denn vor mir? Mutter, fürchtest du mich?“

Zaghaft hob er die Arme, aus dem mächtigen Gestalt wich alle Straßensicht. Das Kreuz auf seiner Brust glänzte vor sich hin.

Frau Jaspersen weinte bekümmert. „Wolf, komm, hilf der Mutter,“ sagte Martha mit verhaltenen Stimme.

Da eilte er hinaus. „Nicht weinen, nicht weinen,“ flüsterte er erregt, „ja Weihnacht!“

Seine arbeitsstarke Hand legte zaghaft um ihre schmalen Schultern. „Gott, Mutter, mit Gott! und fröhlich Weihnacht!“

„Mein lieber Junge,“ sie streckte seine Arme und lehnte den Kopf an seine Brust. „Und du bleibst bei uns?“

Ihre schüchterne Frage erschütterte ihn. „Ja, du mich hier bleiben, du Beste, will Frieden machen, darum komme ich. Ich habe gekämpft nicht nur mit Feinden um mich, auch mit denen, in die ich habe ich schwer gerungen. Viele Menschen sind verworren an mein Ohr Klagen — laut, vernehmbar laut Gottes Stimme. Da draußen lernt man ihn finden — Und nun —“

Er sah sich nach Martha um und rötete. Das heiße, stolze Glück, das den Augen der Schwester leuchtete, da er heimgefunden, zeigte ihm am hellsten, in welche Nacht er die Menschen die ihm die nächsten waren, gestoßen hatte.

„Nimm meine Hand, Wolf,“ sagte das starke Mädchen beherzt, „wir wollen Mutter ein Weihnachtsfest bereiten, noch keines war. Die Liebe wurde den — nun, laß uns die Liebe leben“

Es brannte kein Baum an diesem  
ad, wie ihn der kleine Wolf Jasperen  
sten Zeiten so gut zu erhandeln ver-  
hen hatte; aber ein Licht strahlte im  
e der seligen Mutter wie von tau-  
kerzen und die Glocken, die von  
den redeten, läuteten fort und fort.



## Sein Geschenk.

Eine Weihnachtsgeschichte  
von Lenelotte Minfeld.

in Mäuschen von vielen Füßen  
und Füßchen auf der Diele!  
Ein Flüßern!

Der blonde Landwehmann  
im ersten Bett hebt den ver-  
enen Kopf. „Sast's gehört? Drau-  
rüsten sie zur Bescherung.“

Sein Nachbar antwortet nicht. Die  
b, die gelb und abgezehrt auf der  
decke ruht, zuckt leise. Mit welchem  
starren die großen, braunen Augen  
den kostbaren Fries der Zimmer-

Den drückt noch was anderes als  
langsame Heilen seiner Wunde,  
der blonde Bärtige. „Sonst —  
iel Sorglichkeit wie hier können wir  
so leicht finden.“

legt sich behaglich in die Kissen zu-  
Durch die Glaslür kann er in den  
tergarten sehen. Palmenwedel in  
ger Pracht, seltsame Pflanzen, wie  
ie nie vorher erschaut, spreizen sich  
er den spiegelnden Scheiben. Mollig  
ist's im Zimmer. Die rote Blut  
Kamin, der die Zentralheizung un-  
gen muß, knistert.

Wollab irren des Wehmanns Ge-  
hen. Zu Haus hat Grete jetzt sein  
unter den Baum gestellt. Die Kin-  
warten hinter der verschlossenen Lür,  
leine brave Frau die Gaben zurecht-  
at hat. Ein friedliches Fest für seine  
er — trotz des Krieges. Sie wissen:  
er wird gesund und ist in guten  
eden.

hoffentlich ist sein kleines Paket gut  
elangt? Frau Doktors Nischen hat  
eine Sachen mitingelegt  
Wang leise macht's draußen: „Dim,  
Lichter, die wie Sterne auf dunt-  
Gründe glänzen, tauchen hinter den  
en Scheiben der Dielentür auf. Sie  
at sich lautlos.

„Ah —!“ Ein Raunen des Stau-  
und der Bewunderung geht durch  
neine Bettreihe. Der strahlende  
hnachtsbaum! Ehre sei Gott in  
Höhe, und Friede auf Erden —!“  
stet es in großen Lettern vom  
nsparent an der Spitze. Ein schwe-  
ber Wachengel hält es in Händen.  
Lieblich wie er sind die weißen, klei-  
Mädchen, die wie ein Malabaster-  
Kranz den Baum umringen. Ein  
hen, das die Frau Doktor gibt, und  
hellen Kehlen klingt es „Stille  
cht, heilige Nacht!“ — —  
Draußen senkt sich über blinkenden

Schneedächern wie ein blauer Vorhang  
der Abend hernieder. Tiefrot strahlt die  
Kaminglut, zauberhaft glänzen die Lich-  
ter des Baumes. Manch Auge, das hin-  
einschaut, blinzelt unter verhaltenen  
Tränen.

Nun treten die kleinen, weißen Mäd-  
chen ihre Wanderung durch die Reihe an.  
Ist es nur der Kerzenglanz, der sich in  
den schönen Kinderaugen spiegelt?

Nützliches und Schönes ist in dem  
Körbchen, das jedem Pflegling auf das  
Bett gestellt wird.

Der blonde Landwehmann kann jetzt  
laute Freudennuse nicht unterdrücken,  
Schreibzeug, wie er es so fein noch nie  
besehen, Postträger, die er nötig  
braucht, und — — eine Mund-  
harmonika.

Sein Nachbar hat mit seltsamem Blick  
nach den roten Rosen gegriffen, die zu  
oberst im Körbchen lagen. Er birgt  
sein Gesicht in den duffenden Blättern.  
Warum zuden seine Schultern so merkwürdig?

Der Blonde will eine mitleidige Fra-  
ge an ihn richten. Jetzt schrillt draußen  
die Klingel am Haustor. Der dunkel-  
haarige Mann im zweiten Bett fährt in  
die Höhe. Gespannt schaut er nach der  
Lür. Sie öffnet sich und — — es ist  
nur der Doktor. Er will nochmal nach  
seinen Kindern sehen. Traurig läßt sich  
der braune Wehmann in die Kissen zu-  
rückfallen.

Durch den knirschenden Schnee  
schreitet eine schwarzgekleidete Frau. Ihr  
Blick sucht die Nummernreihe der Häuser  
ab, die im unsicheren Licht der Straßen-  
laternen schwer erkennbar ist. Sacht be-  
ginnt das Glodengeriesel. Silberne  
Sternchen legen sich weich auf das schwar-  
ze Kleid der Schreitenden. Das Flim-  
mern und Wirbeln in der Luft erschwert  
das Suchen. Und doch ist es unsagbar  
trübend — — wie linde Hände, die  
sich auf eine weiche Stelle legen! —

„Kummer dreißig!“ — Das Haus,  
welches Stoffels Brief bezeichnet. — —  
Kältes Fuß stockt. Dunkle Röte loht ihr  
in das weiße Gesicht. Wenn nun Stoffel  
auf dem Wege der Genesung ist? Dann  
kann der Schritt, den sie ihrem Stolge ab-  
geringen hat, als eine Annäherung be-  
trachtet werden.

Noch zögert sie. Da tönt Gloden-  
geläut an ihr Ohr. Wie ein Rufen ist's.  
Es durchzuckt sie. „Nuch er hat dich ge-  
rufen. Auf dem Felde der Ehre ist sein  
Blut geflossen. Das wäre eine schlechte  
Liebe, die in solcher Zeit nicht das  
Schwerste vergibt!“

Als es wieder an der Vazartür klan-  
gelt, hebt der dunkelhaarige Wehmann  
nicht den Kopf. Es ist ja so gleich-  
gültig, wer da kommt, gleichgültig, wie  
das ganze Leben! Müde birgt er den  
Kopf in den Kissen. Der Lannenduft,  
vermischt mit dem süßen Geruch des  
Naschwerks und der Aepfel, die Stimmen  
der Kameraden, das Singen — — wie  
tut ihm das alles weh! — Und Friede  
auf Erden —!“ Nein, es ist nicht  
Frieden, weder draußen auf dem Felde,  
noch in den Seelen der Menschen.

Käte ist seinem Rufe nicht gefolgt.  
Die alte Zwietracht ist nicht begraben.

Sein blonder Nachbar probiert die  
neue Mundharmonika. Wie er sich mit  
dem Ding abquält! Der Braune zieht  
die Decke über seine Ohren. — — Da —  
was ist denn das? Witten hinein in  
die gefühlvoll langgezogenen, falschen Töne  
klingt eine Liebe, ach so schmerzlich ver-  
dermigte Stimme

„Stoffel!“

Der dunkle Kopf wendet sich blitzschnell.  
Stoffel hebt ungläubig die beiden Hände.  
Sie werden von schlanken, warmen Frau-  
enfingern umschlossen. Kältes weiches Ge-  
sicht neigt sich über den Kranken. „Du  
Lieber —!“ sagt sie. Sonst nichts.

Aber unausgesprochen schwingt zwi-  
schen ihnen die tiefe Seligkeit der Stumme.

Der blonde Wehmann bringt seine  
Harmonika mitten im Ton zum  
Schweigen. Ihm ist, als schwebte jetzt  
erst der rechte Weihnachtsgengel durch's  
Zimmer.

Fehlte doch seinem stillen Nachbarn  
noch immer das ersehnte Geschenk! — —  
Nun aber hat er's.



## Die Befestigung der Weihnachtslichte

am Baum verurteilt noch immer in so man-  
chen Familien Mühe und Verdruß, obwohl  
es ein Verfahren gibt, das die Lichte auf  
sichere, schnelle und billige Weise zu befe-  
stigen gestattet. Auch bietet dasselbe den  
großen Vorzug, daß die Lichte sich an je-  
der gewünschten Stelle plazieren lassen und  
selbst auf den Zweigspitzen in den Knospen  
angebracht werden können, was auf andere  
Weise kaum möglich ist. Am besten wählt  
man zwei Lichtsorten, und zwar schwere  
und dicke Lichte für das Bauminnere und  
halb so schwere für die Zweigspitzen, letztere  
aber in doppelter Anzahl, um später die  
zweite Hälfte zur Erneuerung der Knospen-  
lichte verwenden zu können. Zur Aus-  
führung gedachter Befestigung bedarf es  
dicker Nähnadeln von etwa dreieinhalb Zenti-  
meter Länge. Eine solche Nadel ergreift  
man mit der rechten Hand an ihrer Spitze  
und hält ihr Dreh in eine Lichtflamme. In-  
zwischen hat die linke Hand eins der wei-  
teren Lichte so ergriffen, daß es in wäge-  
rechter Lage und mit seiner Stehfläche dem  
Nadelohr zugewendet ist, das nun bei ge-  
lindem Druck mit Leichtigkeit in die Steh-  
fläche zwei Zentimeter tief eindringt. Man  
achte hierbei darauf, daß man die Mitte  
der Stehfläche trifft, die Nadel nicht schief  
in das Licht eindringt und die Spitze der  
Nadel etwa einundeinhalbes Zentimeter  
aus dem Lichte herausbleibt. Geschickten  
Händen geht das Erwärmen des Nadelohrs  
und Einführen in das Licht sehr rasch von  
statten, während ungeschicktere sich zur Er-  
wärmung der Nadel besser einer kleinen Zange  
oder Pinzette bedienen und dann ein  
Verbrennen der Finger nicht zu befürchten  
haben. Die Nadel sitzt im Lichte dauerhaft  
fest, und letzteres läßt sich nun in bester  
Weise auf jedem Baumzweige befestigen,  
weil die scharfe Nadelspitze leicht und tief  
eindringt. Die Lichte befestigt man am  
Baum, bevor dessen weiteres Ausschmücken  
erfolgt.

